

Blätter für Literatur und bildende Kunst,

herausgegeben von Th. Hell.

12. Sonnabend, am 9. Februar 1839.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Versuch einer Philosophie des Schönen in der Musik, oder Aesthetik der Tonkunst. Zugleich ein Supplement zu allen größeren musikalischen Theorien, und ein Hand- und Lesebuch für die Gebildeten aus allen Ständen zur Förderung eines guten Geschmacks in musikalischen Dingen. Von Dr. Gustav Schilling, mehrerer gelehrten und musikalischen Gesellschaften Mitglied. Mainz, Schott. 1838. 642 S. gr. 8. Velinpapier. Nebst Bildniß und Facsimile des Verfassers.

„Ich habe einen Wunsch, daß dieses Buch anregen möchte die Welt zu einer tieferen und schöneren Ansicht von dem Leben in der Kunst und namentlich unserer herrlichen Musik, und Alle, die sich mit ihr beschäftigen, hinführen zu dem, was in mir zu so unerschütterlicher Ueberzeugung geworden ist: daß Gott, sich mitzutheilen der Welt, wohl gab dem Menschen das Wort, doch bis zu ihm selbst sich aufzuschwingen, den Ton; und daß somit das schönste Kunstwerk wohl bleibt der Mensch, doch die schönste Kunst, die Manifestation der Weltordnung — die Musik.“ — Dieß das Motto und zugleich das Schlußwort des begeisterten, für seine Kunst unermüdllich thätigen Verfassers, der, in Stuttgart einheimisch und von Haus aus Theolog, „von tieferer, inniger Sehnsucht durch die Theologie erst hin zur Philosophie und Kunst geführt ward und zu der Ueberzeugung gelangte, daß die höchste Schönheit, dieses ideale Objekt der Kunst, nur ist und auch einzig nur lebt in Gott.“ Er ist indessen nichts weniger als nur Dilettant, sondern wirklich Kenner und zwar gelehrter Kenner seines Fachs, wie unter andern seine bereits bis zum sechsten Bande vorgerückte Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften und andere Werke beurkunden; auch ist derselbe als Belletrist unter dem Namen Penny unsern Lesern wohl größtentheils bekannt.

Näher bezeichnet der Herr Verfasser den Zweck des vorliegenden auf schönem Velin elegant gedruckten Werkes als einen zweifachen: einmal „als ein ästhetisches Grundprincip aller Kunst, insbesondere aber der Musik, darzutun, daß ein bloßes Spiel mit schönen Aeußerlichkeiten ohne höhere Belebung durch innere ästhetische Ideen völlig werthlos ist; und sodann nachzuweisen, welche hohe Be-

deutung sowohl die Kunst überhaupt, als die musikalische insbesondere hat, nicht allein für das Leben selbst, sondern auch für das ewige Heil der Menschheit.“ Die Tendenz also ist oder soll seyn eines Theils eine rein theoretisch-ästhetische, andernteils zugleich ein praktischer Hinweis auf die Mängel und Irrwege des Zeitgeschmacks, der sich immer mehr in ein seelen- und bedeutungsloses Geklimper, in ein bloßes geregelttes Orchestergeräusch, dem man die Aufschrift: Viel Lärmen um nichts, geben könnte, kurz in Kunststücke für automatische Trillermaschinen zu verlieren scheint. — Der Verfasser bekennt sich mit voller und wohlbegründeter Ueberzeugung in dieser Hinsicht für die zunächst verwichene classische Periode der deutschen Musik, und widmet sein Werk den Manen Mozart's, Beethoven's und Haydn's — gewiß zu entscheidender Empfehlung seines Geschmacks für den bei weitem größeren Theil des Publikums. In dieser Hinsicht möchten wir dem Buche eine recht weite und wirksame Verbreitung gönnen. Es kann ohne Zweifel eine sehr lehrreiche Lectüre für viele jüngere Componisten nicht nur, sondern auch ausübende Künstler und Dilettanten werden, überhaupt für alle Freunde der Musik, denen es um ein helleres Bewußtseyn in Geschmacksachen der Tonkunst und um ein gründlicheres Urtheil zu thun ist. So wenig sich auch guter Geschmack lehren, und Geist, Gefühl, Seele auf irgend eine Weise beibringen läßt, wo es von Natur daran fehlt, so lassen sie sich doch wecken und anregen, wo sie da sind, aber schlummern. Freilich gilt in der Kunst, und namentlich in der der Töne, vor allem Jean Paul's Forderung: „Habt nur erst Genie, und ihr werdet euch wundern, wie weit ihr es bringen könnt!“ Aber auch der Geniale bedarf der Anweisung, der Anregung und Schule, sollte ihm auch alles dieß nur Wink, nicht Gesetz seyn können. In diesem Sinne können wir auch die vorliegende Schrift als ein Wort zu seiner Zeit gesprochen für Künstler, die nicht bloß Musikanten sondern Musiker seyn wollen, allerdings erachten, und zwar um so mehr, da sie nicht bloß in gewöhnlicher Weise in's Allgemeine hin gegen die Sünden der Künstlerwelt declamirt, sondern wirklich in die Sache, in's Einzelne eingeht, und zeigt, worauf es ankommt. Wir meinen, es könne gar Manchem daraus ein Licht auf-

gehen, wie vieles noch außerhalb der Generalbassschule zu lernen und zu bedenken sey — die Schrift könne für Viele anregend wirken.

Ein ganz anderer Gesichtspunkt freilich ist der wissenschaftlich-kritische. Der Verfasser nennt diese Aesthetik bescheiden: „Versuch einer Philosophie des Schönen in der Tonkunst,“ und jeder mit der neuesten Literatur in diesem Fache nur einigermaßen Bekannte weiß, wie sehr es gerade im Gebiet der Töne trotz einer fast unübersehbaren Büchermenge und trotz so vieler höchst geistreichen Schriften, dennoch eigentlich an einer tiefer begründeten und systematisch ausgeführten Aesthetik der Musik fehlt. Herr Schilling also hatte wohl gegründete Ursachen den Ausdruck: „Versuch“ zu wählen. Niemand aber macht leicht einen Versuch ohne die Hoffnung, ihn auch gelingen zu sehen; wir wollen es daher auch unserm Autor nicht so sehr verargen, wenn er diese Hoffnung zuversichtlich so ausspricht, daß dieses Werk seine leibliche Existenz vielleicht weit überleben und sich erhalten werde, „so lange die Kunst eine Literatur hat und bedarf.“ — Daß es nicht ohne wohlthätige Wirkung bleiben möge, hoffen und wünschen auch wir mit dem Verfasser; und was einmal in der Welt gewirkt hat, ist in einem gewissen Sinne auch unsterblich. Sollte dieß jedoch im gegenwärtigen Falle auf die Wissenschaft der Kunstphilosophie innerhalb ihres eignen Gebiets, d. h. auf einen epochemachenden Fortschritt der Wissenschaft selbst, bezogen werden, so müssen wir dieß entschieden in Abrede stellen. In dieser Beziehung hat Herr Schilling, so fleißig er auch Vieles zusammengetragen und zusammengestellt hat, dennoch durchaus nichts über den Standpunkt hinaus gefördert, worauf die Kunstphilosophie schon vor ihm gestanden; ja wir müssen bekennen, daß bei allen Fachkenntnissen, die ihm zu Gebote stehen, doch gerade der Hauptumstand, auf den es hier ankommt, noch im Dunkel geblieben zu seyn scheint. Der Verfasser nämlich, angeregt durch Schelling und Hegel (übrigens — was wir höchlich billigen — in keiner Zeitphilosophie befangen) bringt vermöge der ganzen Tendenz seines Werkes darauf, daß vor allen Dingen in der äußern Form die innere Schöpferkraft derselben, die Seele, der Geist, erfaßt werde. Wie alles in der Welt nur aus seiner Ursache erklärt und begriffen werden kann, so auch hier. Formen ohne lebendiges Princip können auf mancherlei Weise bewegt, mechanisch zusammengestellt werden, wie Steine im Bretspiel; soll aber Sinn und Bedeutung, und somit auch Vernünftigkeit und Schönheit in diesen Zusammenstellungen sichtbar werden, so müssen sie erscheinen als hervorgegangen aus einem inliegenden, bilden-

den Lebensprincip. Die fertig gewordene sichtbare Gestalt muß eine Offenbarung dessen seyn, was zusammengeschlossen und anfänglich unsichtbar im Reime lag. Auf diesen einen Punkt muß es auch in seiner größten entwickelten Mannigfaltigkeit noch Beziehung, d. h. das Kunstwerk muß Einheit haben. Es muß aber auch zugleich Mannigfaltigkeit und Bewegung, vielfache Gliederung darbieten; es muß uns, indem wir es in seiner ausgebreiteten Fülle anschauen, zugleich die Geschichte seines Werdens, seiner successiven Entfaltung erzählen. Diese Beziehung zwischen Einheit und Mannigfaltigkeit ist die Geschichte, der Lebenslauf und das bewegte Leben des Kunstwerks selbst, ist das, was wir Seele und Leben selbst im todtten Marmor nennen. Und nicht bloß im Kunstprodukt, auch in jedem Naturprodukt, ist es diese Geschichte oder Genesis, oder Entwicklung, die eigentlich unser Verstandniß ausmacht. Ohne weiter auf diese Allgemeinheiten einzugehen, ist es nun, wie wir glauben, doch an sich klar, daß alles darauf ankomme, wie eine Wissenschaft ihren Gegenstand nicht sowohl zergliedert und wieder zusammensetzt, sondern wie sie ihn vor unsern Augen vielmehr selbst entstehen lasse. Soll nun, wie auch der Verfasser mit Recht behauptet und bestrebt ist, der Geist, das Leben irgend eines fertig gewordenen Werkes dargestellt und zum Bewußtseyn gebracht werden, so ist eben diese Lebendigkeit, die dargestellt werden soll, nichts anders als die successive und nothwendige Entwicklung selbst, und es wird einleuchtend, wie wesentlich die Methode und Anordnung bei diesem Darstellen oder vielmehr Erzählen selbst ist; ein Moment muß den andern nach sich ziehen und fordern, einer den andern nothwendig voraussetzen. Nur so kommt strenger Zusammenhang, damit aber auch zugleich Leben in die Sache. Wenn also der Verfasser die vorliegende Aufgabe im Ganzen so behandelt hat, daß er erst das Material, wie zum Bau eines Hauses, zusammenschaffte, und daraus das Kunstwerk allmählig zusammensetzte, so hat er schon von Haus aus die rechte Methode verfehlt, und es hilft daher nichts, wenn auch noch so oft und nachdrücklich eingeschärft wird, daß ein so zusammengebautes Kunstwerk Seele und Leben haben müsse. Soll es einmal eine wissenschaftlich gültige Aesthetik seyn, wie sie heut zu Tage gefordert wird, so muß der Gang der Darstellung sich organisch aus der einfachen Idee heraus entwickeln und mit der inneren Nothwendigkeit eines inwohnenden Naturprincips zum prachtvollsten Reichthum einer sonst unabschließlichen Fülle vor dem Beschauer sich entfalten. — Doch indem wir hier mit der Bemerkung abbrechen, daß eine solche Aesthetik der Tonkunst, wie sie Aufgabe für unser

Zeitalter ist, vor allen Dingen noch bedeutende Aufklärungen im Gebiet der Physik und zwar der sogenannten Naturphilosophie voraussetze, die zur Zeit noch nicht gegeben sind — begnügen wir uns diese Anzeige mit einigen Auszügen als Proben der Darstellung für unsere Leser zu beschließen. Nachdem der wichtige Begriff des Romantischen in der neuern Kunst beleuchtet, (aber keineswegs gründlich erschöpft) worden ist, heißt es Seite 273: „Im Alterthume geschah die Versinnlichung (des Ueberfönnlichen) durch die Plastik, indem die Gottheiten in vollendeter menschlicher Gestalt menschliche Zustände annahmen; in christlicher Zeit konnte es aber nur durch eine Kunst geschehen, welche das Unendliche zur Aufgabe hat, und deren Elemente keine andere als wechselnde, verschwebende, himmelgleiche sind. Das ist die Musik, die den Menschen zum Unendlichen emporhebt, zu Gott, während Bildnerei alles Unendliche herabzieht zur Erde. Man mißverstcht das Wesen des Romantischen gänzlich, wenn man es anders erklärt, und unter romantischer Musik eine andere als die vollendete begreift, vielleicht eine besondere Gattung gar, wie die Franzosen. Die romantische Kunst beruht auf dem Streben in dem Menschen, über die Sphäre seiner Erkenntniß hinaus noch etwas Höheres, Seligeres zu empfinden, das Unerreichbare zu ahnen; kein künstlerischer Stoff aber birgt tiefer und reiner das Element des sinnlichen Ausdruckes jenes beseligenden Ahnungsgefühls in sich, als der musikalische, der Ton.“ — „Was in der Vocalmusik hier zu erreichen ist, hat Mozart erreicht. Das romantische Leben in Don Juan hat kein anderer Operncomponist gleichermaßen ausgesprochen; das aber auch ist es, was diese Oper ewig neu erhalten wird. Unter den neueren Componisten tritt der romantische Geist besonders bei Carl Maria v. Weber und Spohr hervor, bei jenem in weiterer, bei diesem in engerer Form, und aus der neuesten Zeit glaube ich hier auf Mendelssohn, Böwe und Meißniger aufmerksam machen zu müssen. Wenige Andere lassen sich denselben in dieser Beziehung anreihen: das freie unbewußte Schaffen, das sorgenlose aber treue Nachbilden, wenn es vor dem innern Seelendrange einmal in seliger Stunde hell wird, ist seltener geworden.“

Ch.

Gedichte, von Johann Senn. Innsbruck, in der Wagner'schen Buchhandlung. 1838. (Aus Tirol eingesandt.)

Die praktische Tendenz unserer Zeit läßt die Poesie selten mehr zu Worte kommen; sie giebt sich einen vor-

nehmen Anstrich von Ernst und Würde und sieht mit Verachtung und Hohn auf die einfältigen Blumen herab, die, wie sie meint, am Heerwege wachsen. Sie trägt die Nase zu hoch, um einzusehen, wie herzlich langweilig sie ist und wie sie dabei trotz ihrer steifen Cravatte doch nur am Boden kriecht. Sie ist so gewaltig, daß im Lande Tirol, welches durch die Schönheit seiner Alpennatur den Fremden ungemein aufregt, doch nur Wenige der Einheimischen sie zu empfinden, und die Wenigsten sie auszusprechen vermögen und dieser Mangel an geistiger höherer Auffassung des Lebens nicht einmal gefühlt wird. In dieser trocknen Leerheit der Alltäglichkeit war uns ein Dichter willkommen, dessen hervorstechende Gabe Wiß und Tiefe der Auffassung sind, und der in seiner epigrammatischen Weise oft mit deutscher Derbheit diese Prosa des Lebens geißelt. Leider werden sich zwar nur an zu Vielen seine Worte erwahren:

„Kladden von Honig verschlingt zusammt den Bienen der Bär auch;
Ob ihm der Honig schmeckt, juckt ihm der Stachel doch nicht.“

Doch es ist: „Thörig, auf Besserung der Thoren zu harren“ wie Altmeister Goethe sagt: die Empfänglichen mögen sich daran freuen; der Stumpfsinnige ist seine eigene Parodie.

Der Dichter hat seine Kränze auf den bewegten Pfaden des Lebens gewunden, wie sein Vorwort erläutert. Uns hat dieß in vorhinein für ihn eingenommen; man muß etwas erlebt, Stürme bestanden, Wunden erlitten haben, um richtig zu zeichnen, lebendig zu empfinden, herzergreifend anzuklingen. Eine zerrissene Kriegsfahne ist die Zierde des Regiments, nicht eine wohlerhaltene, die wie aus dem Kasten kommt.

„Schatten können Seele nie erheucheln,
Gemalte Dornen möcht ihr harmlos streicheln,
Lebend'ge Blumen kennt ihr am Arome.“

Die Neigung zum Epigrammatischen spricht sich in Senn's Gedichten schon in der oft gewählten Sonettenform aus, der gebundensten, aber vollendetsten von allen, denn wie schwärmerisch und zügellos auch die ersten Strophen seyn mögen, die letzte bringt mit einer neuen witzigen Wendung das aufgeregte Gefühl zur Ruhe und giebt dem Verstande sein Recht wieder. Eines der gelungensten möge hier als Beispiel für viele gelten:

Dante.

So manches prächt'ge Denkmal hat der eitle Dünkel
Sich selbst erhöh't, von Schmeichelei erhöh'n sich lassen;
Der engsten eine von Ravennas engen Gassen
Birgt, ärmlich, großer Dante! Dein's im düstern Winkel!

So rief ich aus, in herbes Sinnen tief verloren,
 Und sieh! urplötzlich wird es klar um mich und helle,
 Von hehrem Glanz' erfüllt, strahlt sinnig die Kapelle,
 Der Geist Virgil's erschien, von meinem Gram' beschworen.
 Im Klang' von Jenseits tönten mir die mächt'gen Worte:
 „Was sollen Mausoleen ihm? Ist er nicht selber,
 Von einer ganzen Wunderwelt die Riesenpforte?
 Er ist das Morgenthor der Poesie der Christen.
 Weih' Du ihm alle Pracht der Säulen und Gewölber,
 Er kann nur ihr, doch sie nicht sein Andenken fristen.“

Wie sehr übrigens der Dichter selbst Meister der Form ist, beweist schon das häufig gewählte Distichon, in das er die tiefsinnigsten und leuchtendsten Gedanken mit unbeschreiblicher Kürze drängt. Es ist ihm nicht um hoch- und volltönende Worte, nicht um den Beifall der Menge zu thun; bescheiden, einfach, aber richtig und wie mit einem Schlage weiß er den Kern an's Licht zu fördern. Die Distichen sind in zwei Sammlungen zusammengestellt, von denen die erste Neudeck, die zweite Bienen überschrieben ist. In der ersten sprechen sich die edelsten Gefühle der Freundschaft auf Veranlassung eines gemüthlichen Zusammenlebens in einem von der Natur begünstigten Landsitze aus; in diesen sind aphoristische Gedanken, so wie sie das Leben und Studium eben veranlaßten, zusammengetragen, und der feine Witz, der sich durch alle hindurchwebt, verbindet sie zu einem lieblichen Strauß. Wir zart sind z. B. nicht folgende zwei Verse aus dem Distichon über Neudeck:

Summa Summarum.

Treu hat Mancher bisher bei mir ausgehalten: auch
 Du hast's!

Manchem rechn' ich's nicht an, daß er nicht aus bei
 mir hielt.

und wie tief aufgefaßt ist folgendes aus den Bienen:

Antik und Modern.

Alterthum, es ist Leben; moderne Zeit, sie ist Wissen;
 Leben, dem Wissen voraus ging es, — nun folgt
 es ihm nach.

Diese tiefe Auffassung der Literatur und Welt beurkundet der Dichter durchgängig auf die schönste und auffallendste Weise. Oder könnte ein Historiker oder Kritiker in bogenlangen Abhandlungen uns ein anschaulicheres und treffenderes Bild von Napoleon geben, als unser Dichter mit den wenigen Zeilen:

Der hat mich böse gescholten,
 Und der mich gut taxirt.
 Das hat dem Böckchen gegolten,
 Es hatt' mich charakterisirt.

Kennt ihr zu mir den Schlüssel?
 Er hat einen kraußern Bart,

Als der Hölz- und Himmelschlüssel —
 Die sind zu simpler Art.

Sie müßt ihr zusammenschweißen
 In's Kreuz und in die Quer,
 In Gold zugleich und Eisen,
 Beim Klang' meiner Zaubermähr.

Weniger haben uns die Lieder unter dem Titel: „Heines Thränengrund“ zugesagt, und wenn schon selbst die geflissentliche Gedehntheit — das wiederkehrende Einerlei und die Flachheit des Gefühls bei Heine parodieren sollte, so ist nach unserer Empfindung das Maas doch zu sehr überschritten, was uns bei des Dichters sonstiger Kürze befremdet. — Für das Trefflichste von Allen halten wir die Adlerlieder, die sich auch dem Besten, was patriotische Begeisterung bei uns aufzuweisen hat, würdig an die Seite stellen können. Wie trefflich sind die Lieder vom Doppelaar!

Ihnen kommt das Lied „vom rothen Tiroleradler“ gleich, in dem wieder die strahlendsten Gedanken neu und überraschend in wenige Verse gedrängt sind. Wir wünschten uns nur einen eben so genialen Musiker, der die schöne Lied durch eine glückliche Melodie vollends zum National- und Gemeineigenthum machen möchte.

Nicht minder gelungen ist Dame und Schleier, eine Poesie, die unser Kaiserjägerregiment auf sinnige Weise verherrlicht und sonach auch zu den vaterländischen Dichtungen gehört.

Wir können uns nur Glück wünschen, daß so viel edles Metall, das lange im Schachte verborgen lag, endlich einmal zu Tage gefördert wurde; mit stolzem Bewußtseyn können wir's den Fremden zeigen und sagen: „Das ist bei uns gediehen!“

Möge der Dichter in seinen schönen Bestrebungen fortfahren und uns bald wieder einen so duftenden Strauß reichen!
 Berengarius Ivo.

Artistische Notiz.

Obwohl es außer dem von uns befolgten Plane liegt, bloße Kataloge von Kunstfachen anzuzeigen, können wir uns dennoch nicht enthalten unsere Leser auf den so eben bei R. Weigel erschienenen, überaus reichhaltigen, und sieben Abtheilungen in sich begreifenden, welcher eine Auswahl ausgezeichnete Gemälde, Kupferstiche, Lithographien etc. ankündigt, aufmerksam zu machen.

E. v. Wachsmann.